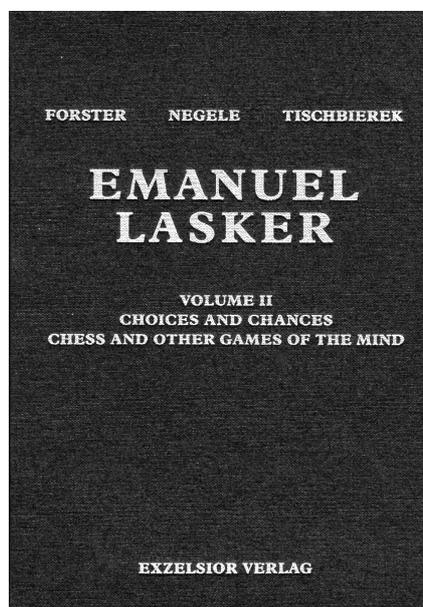


Lasker zum Zweiten

Von Prof. Dr. Frank Hoffmeister



Richard Forster/Michael Negele/Raj Tischbierek (Hrsg.): *Emanuel Lasker, Volume II. Choices and Chances. Chess and Other Games of the Mind* (engl.), Exzelsior Verlag 2020, grünes Buckram-Bibliotheksleinen, 464 Seiten, 188 Abbildungen, EUR 59,-

»Der zweite Band der Lasker-Trilogie ist erschienen!«, klingelten im Mai 2020 die elektronischen Postfächer der zahlreichen Schachhistoriker weltweit. Voller Freude nahm ich das edel gebundene Buch entgegen, welches im Anschluss an den ersten Band (siehe SCHACH 6/2019) Laskers Leben nach der Jahrhundertwende ins Zentrum rückt. Zum inhaltlichen Schwerpunkt wurden diesmal Laskers Beiträge zu diversen Spielen sowie zur Spieltheorie erkoren. Vorweg: auch Band II ist ein hochwertiges Buch mit neuen Forschungsergebnissen und einmaligen Darstellungen der Früchte der vielfältigen Laskerschen Interessen.

Im ersten Kapitel zeichnen die Mitherausgeber Michael Negele und Richard Forster die Eckdaten von Laskers Leben von 1900 bis 1914 souverän nach. Dem Leser wird vor Augen geführt, dass Lasker anfangs eine akademische Karriere in der Mathe-

matik beabsichtigte, mit diesem Ansatz aber scheiterte. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass er nach seiner Ablehnung in den USA 1903 nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1908 eine Universitätslaufbahn nicht mehr ernsthaft erwog, möglicherweise wegen des antisemitischen Klimas. Stattdessen wollte er 1910 sein eigenes mathematisches Institut gründen (S. 1-3 und 40), was dem Briefwechsel mit Martha Cohn zu entnehmen ist, den die Autoren in der *Cleveland Public Library* gesichtet und in den biographischen Fluss eingewoben haben.

Seine spätere Ehefrau lernte der anfangs etwas unbeholfene Lasker im Alter von 33 Jahren 1902 in Berlin kennen. Sie war da noch mit dem Fabrikanten Ernst Cohn verheiratet. Als dieser Ende 1909 nach langer schwerer Krankheit verstarb, wartete Lasker das gesellschaftlich gebotene Trauerjahr ab, um sie im März 1911 zum Traualtar zu führen. Martha blieb zeitlebens seine große Liebe und einzige Beziehung. Spätestens von 1908 an spielte sie im Leben des Schachweltmeisters eine gewichtige Rolle, nahm nach der Heirat aber auch aktiv Einfluss auf sein Handeln. So wirkte sie zum Beispiel im Moment seines größten Triumphes – beim Abschluss-Bankett des St. Petersburg Turniers 1914 – auf ihren Gatten ein, menschliche Größe gegenüber dem unterlegenen Capablanca zu zeigen. Man kann vermuten, dass die dortige Versöhnung (neben den bekannten Geldsorgen) mit dazu beigetragen hat, dass Lasker nach dem ersten Weltkrieg bereit war, mit dem Kubaner über ein Weltmeisterschafts-Match zu verhandeln. Die lebhaft beschriebene Szene (S. 62), die Darstellung der gescheiterten Verhandlungen mit Maróczy 1906 (S. 18-22) sowie die Umstände des Matches mit Schlechter 1910 (S. 37-38) sind leuchtende Höhepunkte des gelungenen Beitrags.

Im zweiten Kapitel gehen dieselben Autoren mit Hilfe des Präsidenten der *Chess History and Literature Society*, Bob van der Velde, Laskers Zeit in den Niederlanden nach. Die angesehene Zeitschrift *De Telegraaf* stellte ihn dort 1920 als Schach-Kolumnisten ein. Seine Popularität in unserem Nachbarland erreichte ihren Höhepunkt, als er siegreich vom New Yorker Turnier 1924 nach Europa zurückkehrte. Prominent wurde 1928 sein 60. Geburtstag gefeiert (S. 98-99) und als er sich später verstärkt dem Bridge



Martha und Emanuel Lasker nach ihrer Hochzeit 1911

widmete, war er 1932 sogar Teil der niederländischen Nationalmannschaft!

Der holländisch sprechende Lasker genoss das Land als »sicheren Hafen« (S. 88). Gleichwohl konnte es auch hier zu pekuniär verursachten Missstimmungen kommen. Als der Amsterdamer Klub Laskers Honorarforderungen einmal als zu hoch ablehnte, brüskierte der Ex-Weltmeister seine Gönner damit, dass er die Stadt bei seiner Tour durch die Niederlande gar nicht erst aufsuchte. 1934 lehnte er den gutgemeinten Vorstoß des späteren FIDE-Präsidenten Alexander Rueb ab, einen Spendenfonds für ihn zu verwalten. Der eigensinnige Lasker bemerkte in einem Brief an Martha, dass er sich »schmerzhaften und unangemessenen Bedingungen« hätte unterwerfen müssen (S. 101).

Insgesamt blieb er dem Land aber eng verbunden. Ein Grund dafür war auch die Freundschaft mit Pierre Joseph Henry Baudet, einem jungen Mathematiker und Schachspieler. Dessem Urgroßenkel Floribert gelingt es, die Erinnerung an diese ungewöhnliche Freundschaft aufleben zu lassen, die u. a. deswegen kaum bekannt wurde, weil Baudet 1921 mit knapp 30 Jahren an einer Lungenentzündung verstarb (S. 112-114).

Ein gemeinsamer Nenner von Baudet und Lasker war das Interesse an dem von Lasker erfundenen Brettspiel Lasca. Wie Wolfgang Angerstein im dritten Kapitel ausführlich, handelt es sich dabei um eine wesentlich komplexere Variante von Dame, bei der geschlagene Steine nicht abgelegt, sondern dem schlagenden Stein hinzugefügt werden. So ergeben sich immer höhere »Türme« (S. 115-119). Das Spiel kam 1911 auf den Markt, als Lasker noch den Bonus des langjährigen Schachweltmeisters genoss. Gleichwohl konnte es keinen massenhaften Anhang generieren; der kurze Aufschwung in den Niederlanden mit dem »Ersten internationalen Lasca-Turnier« im August 1920 in den Haag endete mit dem frühen Tod Baudets. Bis heute fristet das Spiel nur ein Nischendasein, auch wenn Angersteins engagierter Beitrag den einen oder anderen Leser anregen könnte, sich einmal darin zu versuchen.

Das vierte Kapitel widmet sich dem Thema »Lasker und Go«. Theo van Ees und Hans-Christian Wohlfarth fesseln auch den Nicht-Go-Spieler, indem sie die Ursprünge des Spieles und seine Anfänge in Europa beleuchten. Emanuel wurde möglicherweise im Sommer 1908 von Edward Lasker in das Spiel



Carl Ahues und Emanuel Lasker (v.l.) beim Go

eingeführt. Jedenfalls berichtete Emanuels Namensvetter später, der Weltmeister habe sich auf sein Match mit Tarrasch dadurch »vorbereitet«, dass er mit Edward Go gespielt habe (S. 180)! Lasker war von den strategischen Möglichkeiten des Go so angetan, dass er von 1920 bis 1923 die deutsche Go-Zeitschrift abonnierte (S. 187). Daraus kann abgeleitet werden, dass seine Gedankenwelt in den 1920er Jahren um drei Spiele kreiste: Schach, Lasca und Go. Allerdings bot ihm nur Schach ein Einkommen.

Bob van der Velde führt den Leser anschließend in die Bridge-Jahre Laskers ein. Er hatte dieses Spiel bereits in seiner »Akademie der Denkspiele« (Berlin 1927) gelehrt und ein Buch über das Kartenspiel veröffentlicht (1929). Lasker versuchte sich in dieser Zeit auch international zu positionieren. Er machte Bekanntschaft mit dem amerikanischen Star der Szene, Ely Culbertson, und verfasste ab 1930 Beiträge für dessen Zeitschrift *Bridge World* (S. 236). Zwei Jahre später gelang ihm sein größter Bridge-Erfolg: mit der holländischen Mannschaft gewann er im Januar 1932 das erste internationale Bridge-Turnier in London (S. 244-249)! Allerdings warf auch diese Aktivität kaum Profit ab – was Lasker zurück in Caissas Schoß trieb: 1934/35 spielte er die großen Turniere in Zürich und Moskau und zog 1935 in die russische Metropole.

Kapitel 6 von Jörg Bewersdorff schließt den Spiele-Komplex mit einem Beitrag über Lasker und die Spieltheorie ab. Der Limburger Mathematiker erläutert die Grundannahmen der modernen Wissenschaft und zeigt, wie Lasker sich hier als Autodidakt einfügt. Nicht überraschend kommt der Autor nach gründlicher Betrachtung zu dem Schluss, dass Lasker zwar individuelle Aspekte der Spieltheorie erfasst, aber niemals einen systematischen Beitrag geliefert hat (S. 303). Dieses Fazit passt zu den vorigen Kapiteln: Lasker hat mit seinem großen Talent in fast allen Spielen, mit denen er sich befasst hat, ein bemerkenswert hohes Niveau erreicht. Zugleich gibt es keine nachweisbare Forschung, welche ihn zu einem großen Theoretiker hätte machen können (was auch erklären mag, warum kein außerschachliches Buch des Meisters ein Bestseller wurde). Insofern drängt sich dem Leser die Frage auf, ob dies beim Schachspiel möglicherweise anders war. Allerdings enthält der zweite Band noch keine Analyse des theoretischen Wertes seines frühen *Common Sense* im Schach oder seines Lehrbuches von 1926. Ein Thema für Band III, wie ich hoffe.

Der langjährige amerikanische Nationaltrainer John Donaldson nimmt sich in Kapitel 7 des New Yorker Turniers von 1924 an, bei dem Lasker mit



Auch Bridge spielte Lasker mit Zigarre

großartigen 16 Punkten aus 20 Partien die versammelte Weltelite hinter sich ließ. Der schachliche Höhepunkt ist für mich neben Laskers dramatischer einziger Verlustpartie gegen Capablanca die Begegnung mit Tartakower, in der dieser große positionelle Risiken einging, die mit einem brillanten doppelten Qualitätsopfer zu rechtfertigen gewesen wären (S. 327). Nachdem er diese Möglichkeit ausließ, ging der Vertreter der hypermodernen Schule gegen den Altmeister sang- und klanglos unter.

Obwohl New York 1924 einen *der* Höhepunkte seiner mehr als 50-jährigen Schachkarriere darstellt, war das Turnier zugleich auch mit Laskers unglücklichstem Disput verbunden. In der oben erwähnten Capablanca-Partie war die Uhr für mindestens 15 Minuten parallel gelaufen, was nach der Zeitkontrolle dazu führte, dass Lasker mit knapper Zeit die Partie einstellte. Er hatte sich beim Turnierleiter Lederer beschwert, welcher Lasker – nach heutigen Maßstäben inkorrekt – indessen keine Zeit gutschrieb. Im Anschluss entspann sich ein unschöner Briefwechsel mit dem Turnier-Komitee, der im Mittelpunkt des von Richard Forster meisterhaft bear-

beiteten achten Kapitels steht. Der Schweizer macht deutlich, dass Lasker seine Kritik an dem eigentlichen Malheur damit verband, dass er seiner Meinung nach in nicht angemessener Form eingeladen worden sei (über Dritte, mit Ultimatum und ohne Startgeld). Dieses Vorbringen war jedoch ohne Substanz und zeigte, dass er es noch nicht verwunden hatte, ohne den Titel finanziell herabgestuft worden zu sein. Das Ganze ging soweit, dass im Mai 1929 eine Berufungsinstanz über den Fall entscheiden musste: sie gab der Turnierleitung vollumfänglich Recht (obwohl man beim Uhrenvorfall seine Position durchaus hätte akzeptieren sollen).

Mit der teils scharf ausgetragenen öffentlichen Polemik machte sich Lasker keine Freunde in Amerika. Zum Turnier 1927 wurde er nicht wieder eingeladen.

Wie schon im ersten Band zeigt sich der rumänische Großmeister Mihail Marin in Kapitel neun als kompetenter Kommentator von seiner besten Seite. Hier finden wir die berühmten Partien gegen Schlechter (1910) und Rubinstein (1914), dazu gesellen sich verschiedene Juwelen aus Laskers erstem großen Nachkriegsturnier in Mährisch-Ostau 1923. Besonders der Sieg gegen seinen Erzrivalen Tarrasch war symptomatisch: der Nürnberger Doktor überfuhr den theorieunkundigen Ex-Weltmeister mit Schwarz in einer hypermodernen Aljechin-Verteidigung(!), heimste einen Bauern ein und stand auf Gewinn. Aber ... Sie ahnen es. Nein, auch das ist natürlich kein Beispiel für die vieldiskutierte »psychologische Kampfführung« des Meisters, sondern ein weiterer Beleg dessen, dass er sich nicht besonders intensiv mit den Eröffnungen befasste, sondern sich auf die Mittel- und Endspielressourcen verließ, die er wie kein Zweiter seiner Zeit aufzuspüren wusste. Davon musste sich in Moskau 1925 auch Spielmann überzeugen, dem Lasker ein ausgeglichenes Turmendspiel abnahm (S. 432-437).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es den Herausgebern erneut gelungen ist, historische Breite mit schachlicher Tiefe zu verbinden. Der Ausflug in Laskers Spielwelten führt dabei mitunter recht weit und kann nur diejenigen wirklich beglücken, die in



Das sagenumwobene Match zwischen Schlechter und Lasker 1910.

den genannten Spielen zu Hause sind. Aber bei einer umfassenden Darstellung der Persönlichkeit dürfen diese Facetten nicht fehlen und auch für einen »Nur-Schachspieler« wie mich rundet das Eintauchen in sein außerschachliches Schaffen das Lasker-Bild ab. Für ihn war jedes Spiel, mit dem er sich auseinandersetzte, wohl immer mindestens zweierlei: Eine intellektuelle Herausforderung, der er sich stellte und der es galt, auf den Grund zu gehen. Daher erzielte er durch Eigenstudien durchweg eine erstaunliche Meisterschaft in so verschiedenen Disziplinen wie Schach, Lasca, Go und Bridge. Zugleich musste er damit seinen Lebensunterhalt verdienen und trotz zahlreicher Publikationen blieb ihm der große literarische Durchbruch versagt. Wiederholt wurde er so, ja, auf das Schachspiel zurückgeworfen. Oder wie es sein Weltmeister-Kollege Kramnik im Vorwort ausdrückt: Das Pech Laskers, nicht als Mathematiker oder universeller Lehrer der Denkspiele reüssiert zu haben, wurde zum Glück der Schachwelt!

Ob dies *mutatis mutandis* auch für die Philosophie und sein schachliches Spätwerk gilt, werden wir im dritten Band erfahren. So hat sich Philidor an seinem Lebensabend damit über Wasser gehalten, dass er (Blind)Simultan-Vorstellungen gab, als sein Einkommen aus der Musik nicht mehr ausreichte, ihm den gewohnten Lebensstandard zu sichern. Dabei gelangen dem genialen Franzosen einige Partien, die bis heute Hochachtung genießen. Ob ähnliches auch für Lasker gilt? Band III wird die Antwort liefern!